

Perspektiven

D. Herrenschwand

Jeden Morgen um sieben wurden die neuen Schürzen ausgegeben. Immer versammelten sich im Insepsital zu dieser Stunde die Schwestern und Pfleger und versuchten, eine aus Baumwolle zu ergattern, weil diese angenehmer zu tragen war als die neuen synthetischen Modelle. Hitze in dem kleinen Wäscherraum, eine ältere Frau mit hochroten Wangen, die streng und gerecht die Schürzen verteilte, Grussworte, die hin- und herflogen. Dann eilten die weissen Gestalten geschäftig zu ihren Abteilungen.

Die unterirdischen Gänge, nicht sehr hell erleuchtet, bildeten ein verwirliches Labyrinth, in dem sich nur langgediente Pfleger auszukennen schienen. Verschiedenfarbige Striche am Boden wiesen den Weg zu den Abteilungen. Rot stand für Chirurgie, blau führte zur Intensivstation, gelb zeigte in die Radiologie. Es herrschte ein Gedränge, Besucher hätten leicht den Eindruck bekommen können, dass viel Arbeit zu bewältigen sei. Junge Frauen mit Laborgeräten eilten herum, auf kleinen Wagen rollte man Apparate durch die Gänge und manchmal schob ein Mann in kurzer, weisser Jacke ein sauberes Bett vorbei, frisch bezogen, mit einer Infusionsflasche, die an der Chromstange baumelte. Doch die Betten waren alle leer.

Die Schwestern und Pfleger schienen in Eile, sie waren freundlich oder doch höflich zueinander und man erriet die Spannung, die zwischen ihnen herrschte, gar nicht sofort. Ein Zucken der Wimpern, Zähne, die aufeinandergebissen wurden, hier und da fahrig Handbewegungen. Und einige, denen das Verbergen nicht zu gelingen schien, die langsam und ziellos umhergingen, mit erloschenen Augen und gesenktem Kopf. Bis von irgendwoher eine Oberschwester auf sie zuschoss und mit strengen Worten ein strafferes Auftreten forderte.

Früher war das Spital ein vielbeachtetes medizinisches Zentrum gewesen – wer hier arbeiten durfte, schätzte diese Gunst und trug stolz die goldene Anstecknadel an der Brust. Vor einigen Jahren noch war eine Versetzung in die Insel der Traum jedes jungen Pflegers gewesen.

Wenn jedoch heutzutage einer seine Arbeit nicht gut verrichtet, nachlässig oder gar ungeduldig mit Patienten umgeht, dann flüstern die andern: «Der, wenn der so weitermacht, wird er noch in die Insel versetzt».

Aus der ganzen Welt waren früher die Mediziner gekommen, um in der Insel ihre Spitzenmedizin zu betreiben, bis hin zu den kühnsten Operationen

wurde alles angeboten. Wie weisse Könige hatten sie über ihr Reich geherrscht, abgehoben vom Alltag, dessen Sprache sie ja nicht beherrschten. Immer einen Tross Lernbegieriger hinter sich, die dem Wissenden jedes Wort vom Munde ablasen und dieses eilig in kleinen, schwarzen Büchlein notierten, die sie griffbereit in der Schürzentasche bei sich trugen.

Die Bevölkerung war glücklich gewesen, mit dem Spital eine so grosse Sicherheit zu besitzen, und über die Angst, die manchen beschlich, der das Hochhaus betreten musste, schwiegte man sich lange Zeit aus. Es war bekannt, dass eine volle Stunde benötigt wurde, um den richtigen Schalter der Abteilungen zu finden, und dass man ohne ein kleines, weisses Kärtchen, das am besten an einem Bindfaden um den Hals zu tragen war, gar nicht behandelt, nicht einmal eingelassen wurde. Dieses Kärtchen zeigte die Inselnummer, die jedermann erhielt, der nicht nur Besucheshalber im Hochhaus sich aufhielt. Die Insel gedieh unaufhaltsam.

Was ein ungeordnetes Wesen aus verschiedenen Häusern und Baracken gewesen war, wuchs zu einem Hochhaus heran, wurde zusammengefasst und in Spezialabteilungen aufgeteilt, koordiniert von einer umfassenden Verwaltung mit bewährten Strukturen. Die Stadt hatte seinerzeit nicht gezögert, den üblichen Prozentsatz der Bausumme zur künstlerischen Verschönerung aufzuwerfen – so zierte ein grosser Springbrunnen Eingangshalle und Cafeteria, dessen ewiges Plätschern allerdings Besucher und Patienten derart irritierte, dass in den Toilettenanlagen ein stetes Gedränge herrschte. Schliesslich musste das Wasser abgestellt werden und das leere Becken wurde mit Erde gefüllt, aus welcher sich gigantische Pflanzen in die Höhe rankten.

Doch wuchs das Unbehagen unter der Bevölkerung, man flüsterte sich hinter vorgehaltener Hand zu, was dem geschehe, der ins Hochhaus eingeliefert werde. Dass man seinen Namen verliere und dafür die Nummer erhalte, ja, nicht angesprochen werde, sondern wortlos behandelt, von Apparaten umgeben, deren Zweck höchstens derjenige verstehe, der sich bedauernswerterweise längere Zeit in diesem Haus aufhalten müsse. Manchmal habe man das Glück, sich kurz zwischen zwei Untersuchungen mit einem Leidensgenossen verständigen zu können, um damit etwas Licht ins Dickicht der Vorgänge zu bringen.

Sonst werde kaum gesprochen, die Ärzte verstünden den Dialekt der Stadt nicht, und die Pfleger hätten ohnehin zuviel Arbeit. Dauernd müssten sie Formulare ausfüllen, und an jedem Bett befände sich ein gelber Kasten, den Briefkästen auf der Strasse nicht unähnlich, der sich schnell fülle, dessen Inhalt aber von keinem gelesen werde, weil die Zeit dazu fehle. Mit etwas Glück werde man entlassen, noch blass, und allen gemeinsam sei ein gewisser verstörter Blick.

Keiner, der in der Insel arbeitete, bemerkte den Unmut des Menschen, und auch die Verwaltung kümmerte sich nicht um deren Meinung. Doch endlich beschlossen die Leute, sich nicht länger im Hochhaus behandeln zu lassen. Die Insel verödete.

Korrespondenz:

Dr. med. Danielle Herrenschwand
Münstergasse 36
CH-3011 Bern

Da das Versiegen des Patientenstroms so offensichtlich den Prognosen widersprach, beschloss die Verwaltung, alles zu verheimlichen. Es klang wie ein Gerücht, wurde auch als solches geflüstert: dass der Patientenstrom unaufhaltsam dünner werde. Nicht vierzig neue Patienten pro Tag, so raunte man sich zu, sondern sechsendreissig; tatsächlich waren es da nur noch zwanzig, und als man offiziell die Patientenmenge pro Tag noch mit zehn angab, waren es nur noch fünf. Die amtliche Lüge wurde so weit getrieben, dass man schliesslich, als keiner, gar keiner mehr kam, noch verkünden liess, der tägliche Zuwachs betrage drei Patienten, auch am Sonntag.

Es geschah ganz allmählich, und das Personal war zuerst froh, dass endlich mehr Zeit für die Wartung der Apparate, das Ausfüllen der Verwaltungsformulare zur Verfügung stand. Die Zimmer leerten sich, doch man arbeitete weiter und viel ungestörter. Am schönsten war es auf der psychiatrischen Abteilung im 8. Stock: Endlich Zeit für Besprechungen und Sitzungen, endlich das, was man sich immer erträumt hatte: eine patientenfreie Abteilung, genügend Raum für Evaluierungen, für Forschungsprotokolle und gruppendynamische Übungen.

Unerschütterlich stand das Hochhaus an seinem Platz, ragte wie ein Felsen in den Himmel. Das stattliche Bauernhaus in seinem Schatten nahm sich neben diesem Koloss aus Beton und Stahl mickrig aus. Es gehörte der alten Anna Seiler, deren gleichnamige Ahne vor mehr als hundert Jahren der Stadt Ländereien vermachte hatte, damit darauf ein Gebäude zur Pflege der Kranken errichtet werde.

Dieses erste Spital war schon lange dem Hochhaus gewichen und aus dem Bauernhaus hätte man gerne eine weitere Abteilung gemacht, für schizophrene Patienten etwa, doch die alte Seiler weigerte sich, ihr Elternhaus zu verkaufen. Die Verwaltung hatte es längst aufgegeben, der Betagten ihre letzten Felder abzuschwatzen, die auf eine schlimme Weise zunächst die Entwicklung der Insel zu behindern schienen, später aber von klugen Architekten als «äusserst rares Dekor» eingepflanzt und gepriesen wurden.

So wuchsen Kohlköpfe, Karotten und Kartoffeln genau an der Stelle, wo die Verwaltung gerne ihre Hauptzentrale errichtet hätte. Die Seiler lebte hier, seit sie zurückdenken konnte, und nur der verschrobene Knecht Karl half ihr bei der Arbeit. Wenn er im kleinen Garten heftig die Rüben aus dem Boden riss und

dabei unerbittlich und laut, wie eine Litanei, seinen Spruch sagte: «Ihr werdet's ja sehen, sehen werdet ihr's», sah es aus, als erhebe er drohend die Faust gegen den Himmel, und die Schwestern, die ihn aus den Fenstern des Hochhauses beobachteten, schüttelten unbehaglich den Kopf.

Mit der Zeit hatte Karl die Schafe, die er hütete, wieder näher zum Hochhaus getrieben, denn die einstmalig gepflegten Rasenflächen hatten sich in Wiesen verwandelt – es lohnte den Aufwand der Gärtner nicht mehr.

Und keiner protestierte, als die alte Seiler mit Karls Hilfe den Park vor dem Eingang umpflügte und in ein Roggenfeld verwandelte. Dass Karl den Traktor im Unterstand aufbewahrte, der für die Ambulanzen gebaut worden war, erweckte nur ein schwaches Aufbegehren des Direktors, der ungerne noch sein Büro verliess. Als im Herbst das Wetter umschlug, wirbelte das dürre, braune Laub raschelnd in die Cafeteria, deren Schiebetüren blockiert waren und Tag und Nacht offen standen.

Es störte keinen, dass die Schafe der alten Seiler darin Schutz vor Regen und Kälte suchten und zwischen den unverwüstlichen Plastikmöbeln herumwanderten. Nur die grosse Wanduhr ging noch richtig.

Das Hochhaus verödete ganz langsam, in den oberen Stockwerken drängte sich das weisse Personal eng zusammen, sie waren noch höflicher zueinander, fast könnte man es liebevoll nennen. Mit Sorgfalt putzten und polierten sie die Apparate, und manchmal hielten sie ein und horchten nach draussen, wenn wieder eine Treppenstufe abbröckelte.

Kürzlich war es wie ein Raunen durch die Pfleger gegangen, dass die Telefonistin einen Besucher gesehen habe. Ein junger Mensch, Student der Soziologie, der eine theoretische Abhandlung schrieb und sich dabei ein Bild über das Hochhaus machen wollte, das in seiner Arbeit Erwähnung finden würde. Mit hochgezogenen Schultern sei er langsam und kopfschüttelnd durch das raschelnde Laub und die Exkremente der Schafe in der Eingangshalle gewandert und habe dabei leise in ein kleines Mikrofon gesprochen, das Tonbandgerät um die Schultern gehängt.

Seine Schritte hätten sich jedoch bald in den dämmerigen Gängen des Hochhauses verloren und er sei nicht mehr gesehen worden, als hätte ihn der Herbstnebel verschluckt.